

Zeit und Raum

Der Historiker Kurt Messmer im Interview mit der Leiterin der Fachstelle für Altersfragen Luzern Bettina Hübscher

Wann hat Sie der historische Virus gepackt? Wann haben Sie Ihre Leidenschaft für die Geschichtswissenschaft entdeckt?

Als Achtjähriger erhielt ich von meinen Eltern als Weihnachtsgeschenk zwei Bücher aus dem Avanti-Club: „Schritt der Zeit 1951“ und „Schritt der Zeit 1952/53“. Dem Vorwort zum ersten Band war ein Zitat von Friedrich Schiller vorangestellt: „Dreifach ist der Schritt der Zeit: / Zögernd kommt die Zukunft hergezogen, / Pfeilschnell ist das Jetzt entfliegen, / Ewig still steht die Vergangenheit.“ Als Zweitklässler verstand ich das noch nicht, aber ich nahm diese Bücher immer wieder zur Hand. Den Auftakt des ersten Bandes machten Bundesrat und Armee, der Eintritt Zürichs in die Eidgenossenschaft und Themen wie „Abbé Bovet, der Sänger der Heimat“. Der hintere Teil öffnete ein Tor zur Welt: „Paris 2000 Jahre alt“, „Marokko – ein grosses Land“, „Das Weltproblem Nummer 1 – das Erdöl“ (1951!), „Der Suezkanal“. Dazu kamen Schwarzweissbilder von suggestiver Kraft, Illustrationen von Jean Leffel, die mich in Bann zogen.

Noch heute stehen die beiden Bücher mit handschriftlicher Widmung meines Vaters im Büchergestell meines Arbeitszimmers. Ich will aus diesem Weihnachtsgeschenk zwar keinen Mythos machen, ebenso wenig aus der Tatsache, dass mein Vater, SBB-Rangiermeister und Mitglied des schweizerischen Burgenvereins, mit der Geschichte lebte, wie schon sein eigener Vater. Aber vielleicht gaben bereits diese Bücher und ebenso sehr die dramatisch-mythischen Erzählungen am Stubentisch einen entscheidenden Anstoss für meine lebens-lange Auseinandersetzung mit der Vergangenheit. Übrigens: Ein nächstes Weihnachts-geschenk war das Buch „Die Schweiz aus dem Flugzeug“. Zum „Schritt der Zeit“ kam der Raum.

Erzählen Sie bitte ein wenig von Ihrem Werdegang? Wo haben Sie studiert? Welches waren die wichtigsten Stationen Ihres beruflichen Lebens?

Prägend war das Lehrerseminar Hitzkirch im Luzerner Seetal. Emil Achermann war ein begeisterter Geschichtslehrer und Methodiker. Nach einigen Jahren Schulpraxis ging's an

Stadt Luzern
Alter und Gesundheit
Fachstelle für Altersfragen
Hirschengraben 17
6002 Luzern
Telefon: 041 208 81 38
Fax: 041 208 87 39
E-Mail: bettina.huebscher@stadtluzern.ch
www.ages.stadtluzern.ch

die Universität Zürich zum Studium der Geschichte und der deutschen Literatur. Auch dort hatte ich Lehrer, denen ich viel verdanke: Marcel Beck, der weit mehr war als ein „Tellen-Töter“; Hans Conrad Peyer, der uns erstmals vertraut machte mit der französischen Historikerschule „Annales“, die mit ihrer „Histoire totale“ weit über die traditionelle Politikgeschichte hinauswies; schliesslich Rudolf von Albertini, Professor für Neuzeit und Kolonialgeschichte, dessen stete, fast flehentliche Forderung zur Differenzierung bei historischen Analysen mir sozusagen in Fleisch und Blut überging.

Nach dem Studium machte ich die pädagogische Ochsentour, wie ich im Rückblick sagen kann, die mich Schritt für Schritt vorwärts brachte, langsam, aber sicher, ohne dass ein konkretes Ziel bestanden hätte. Vorerst unterrichtete ich als promovierter Historiker sechs Jahre an der Sekundarschule in Emmen, dann als Geschichtslehrer am kantonalen Lehrerseminar Luzern, an der Zentralschweizerischen Reallehrerbildung in Luzern, später am Gymnasium Musegg. 1995 bot sich die Chance eines Lehrauftrags im Halbamt für Geschichtsdidaktik an der Universität Freiburg CH. 16 Jahre lang fühlte ich mich dort im Vorhimmel. Parallel dazu war ich die letzten zehn Jahre meines Berufslebens Fachleiter Geschichte an der Pädagogischen Hochschule Luzern, eine weitere Station, die mich forderte und zugleich förderte. Dieser berufliche Werdegang wäre so nicht planbar gewesen. Er ergab sich – zu meinem grossen Glück. Ich bin unendlich dankbar.

Sie waren Pädagoge und Fachdidaktiker. Was macht Ihrer Meinung nach einen guten Lehrer aus?

Müssen Sie mir ausgerechnet die schwierigste Frage stellen? (lacht) – Also, ein Lehrer muss, wie andere Berufsleute auch, etwas wissen und können. Zu diesem Zweck muss er im Rahmen einer systematischen Ausbildung das Erforderliche lernen und trainieren, wie ein Schreiner oder eine Ärztin. Aber Ihre Frage zielt bestimmt über diese grundlegenden Voraussetzungen hinaus.

Ein guter Geschichtslehrer muss lieben – und zwar drei Dinge: erstens sein Fach. Geschichte ist eine anspruchsvolle Disziplin, grossartig, aber auch mühsam. Bis man einigermaßen sicher durch die Jahrhunderte kurven kann, braucht man gutes Sitzleder. Selbst wenn man schon etwas fortgeschritten ist, tun sich immer neue Welten auf, von denen man kaum eine Ahnung hat. Das ist faszinierend, nur darf man sich nicht rasch entmutigen lassen. Man braucht viel Geduld, immer wieder auch Nachsicht mit sich selber, sonst ist man in der falschen Disziplin. Kurz und gut: Man muss dieses ruinöse Fach gern haben.

Zum Zweiten muss man das Vermitteln lieben. Geschichte ist für manche Jugendliche weit weg und hat scheinbar mit der Gegenwart nichts zu tun. Deshalb müssen Geschichtslehrer besonders viel Energie in das Handwerk der Vermittlung stecken. Vermitteln heisst nicht bloss „erklären“. Nein, Lehrer können zwar lehren, aber lernen müssen die Lernenden selber. Es braucht also Arrangements, die darauf ausgerichtet sind, dass sich die Lernenden (auch) selbständig mit Geschichte auseinandersetzen. Denn dazu sollen sie nach ihrer Schulzeit fähig sein, ihr Leben lang.

Zum Dritten, last not least, vielleicht hätte man diesen Punkt an den Anfang stellen sollen, muss eine Lehrperson ihre Schülerinnen und Schüler lieben. Ob diese 9 oder 99 Jahre alt sind, macht letztlich keinen Unterschied. Wem es als Geschichtslehrer im Unterricht, in der Aus- und Weiterbildung nur um den „Stoff“ ginge, nicht auch um die Menschen, sollte diesen Beruf bleiben lassen. Die Lernenden müssen einem Lehrenden etwas bedeuten, sonst geht's nicht.

Welche besonderen Erinnerungen haben Sie an Ihre Studenten? Wann hat Ihnen das Unterrichten und Weitergeben besonders Freude gemacht?

Zu den schönsten Erfahrungen zählte die gemeinsame Bilanz, man sei mit vereinten Kräften ein Stück weit vorangekommen, als Lerngemeinschaft. Solche Momente gab es besonders viele in der Geschichtslehrausbildung, vor allem im Rahmen der ersten selbstständigen Lektionen. Vielfach waren die Studierenden vor ihren ersten Praxiseinsätzen nicht sicher, ob sie heil über die fachlichen, didaktischen und pädagogischen Runden kommen würden. Wir bereiteten oft zusammen vor, wenigstens ein Stück weit, ich empfahl dies und jenes, die Studierenden arbeiteten ihre Lektionen aus, fragten mich nach geeigneten Quellen und Materialien, nach einer Sozialform (Einzel-, Partner-, Gruppenarbeit), vielleicht waren sie mit dem geplanten Einstieg oder Schluss noch nicht zufrieden. Dann folgte der Sprung ins Wasser. Ich begleitete sie zwar, auch vor Ort, häufig an der Kantonsschule Sursee, aber schwimmen mussten sie nun selber. Stellte sich heraus, dass das Wasser trug, die Klasse auf die Intentionen einstieg, der Plan aufging, das Ziel erreicht wurde, war die Freude gross. Gerade in der ersten Ausbildungsphase staunte ich oft, wie weit viele Studierende bereits nach wenigen Wochen kamen. Ich verkläre diese Anfangserfolge auch im Rückblick nicht. Aber gemeinsam etwas zu erreichen suchen, selbst im Kleinen, gehört für mich zum Grossen. Ich erkenne in solchem Zusammenwirken eine Grunderfahrung unserer Existenz. Allein könnten wir nicht bestehen. Es geht nur gemeinsam.

Was bedeuten die Luzerner Landschaft und die Altstadt von Luzern für Sie? Was möchten Sie Teilnehmern von Führungen mitgeben?

Die Luzerner Landschaft ist für mich Lebensraum, Kulturlandschaft, historischer Erfahrungsraum, mehr als das: Lebenselixier und Heimat. Daheim bin ich in einer Landschaft, wenn ich mich in Raum und Zeit auskenne – und sie Dutzende Male erwandert und erfahren habe. Dass ich versuche, mir Landschaften und Orte auf ungezählten Annäherungen und Umkreisungen richtiggehend zu eigen zu machen, mag etwas pompös klingen, trifft aber den Kern. Auf Führungen schliesse ich so weit als möglich an diese eigenen Erfahrungen an. Zwar ist eine einzelne Tour zu kurz für ein systematisches Training, aber einige Schritte in Richtung „Seh-Schule“ versuche ich jeweils trotzdem anzuleiten. Nehmen Sie als Beispiel die eindrückliche Anlage von Kirchbühl ob Sempach, die wir demnächst besuchen werden. An einem solchen Ort sollen die Teilnehmenden nicht sofort mit einem Schwall von Informationen zugedeckt werden, bevor nicht wenigstens kurz Gelegenheit geboten wird, die Anlage auf sich wirken zu lassen, eigene Eindrücke zu

sammeln, zu ordnen, zu gewichten, in Beziehung zu setzen mit anderem, bereits Bekanntem. Man darf nicht ausser Acht lassen, dass niemand als leeres Blatt zu einer Führung kommt. Alle bringen je eigene Bilder, Kenntnisse, Erfahrungen mit.

Eine sorgfältige Bestandesaufnahme ist die beste Voraussetzung für die Interpretation. Wahrnehmung und Deutung können ineinander übergehen. Erkennt man zum Beispiel an der nördlichen Kirchenwand in Kirchbühl eine Figur, die an einem Waagbalken zwei grosse Waagschalen trägt, liegt die Vermutung nahe, dass hier die Seelen von Verstorbenen gewogen werden, wohl vom Seelenwäger, vom heiligen Michael.

Anspruchsvoll ist es häufig, ein Bild, ein Denkmal, ein Museumsobjekt historisch einzuordnen. In welchen Zeitraum passt es? Ist es typisch für seine Zeit und seine Region, oder gerade nicht? Fällt es aus dem Rahmen? Inwiefern? Warum? Mit geschickten Fragestellungen des Exkursionsleiters können die Teilnehmenden auch in dieser Phase ihre Kenntnisse einbringen und zu einer teilnehmerzentrierten Exkursion beitragen, wie es in der Fachsprache heisst.

Schätzen wir die Schönheit unserer historischen Tradition noch genug? Kennen die Luzerner Ihre Stadt und Ihre Geschichte?

Es wäre interessant, dazu einmal eine Umfrage zu machen. Nicht um Jahreszahlen sollte es dabei gehen, um isolierte Details, abgebrannt und wieder aufgebaut oder ähnlich. Wichtiger wäre etwa die Frage, was sich während Jahrhunderten auf dem Weinmarkt abgespielt habe. Noch interessanter könnte eine praktische Probe aufs Exempel sein, auf dem Platz selber. Wie viel lässt sich vor Ort herausfinden, wenn man genau hinschaut? Konkret könnte sich eine solche „Seh-Schule“ etwa wie folgt abspielen: Der Platz wird Weinmarkt genannt, die in Stein gehauene Bezeichnung des prächtigen Brunnens lautet aber Fischmarkt. Zwei Handelsgüter dieses Marktplatzes stehen damit bereits fest. Oben, beim Durchgang zum Hirschenplatz, informiert ein Täfelchen über die Schaal, die Verkaufsstelle für Brot und Fleisch. Das Gasthaus Metzgern, auf der Reuss-Seite, war das Gesellschaftshaus für Fischer und Metzger, wie an der Hauswand noch immer zu lesen ist. Auf der gegenüberliegenden Seite, etwas unterhalb des Brunnens, trafen sich zum einen die Schuhmacher, zum andern die Wirte und Gerber, die gleich nebenan ihre Lederschaal hatten. Am Nachbarhaus erinnert ein grosses, modern wirkendes Wandgemälde daran, dass auf diesem Platz früher die Bürger zusammengerufen wurden, um auf die Stadtordnung zu schwören, wie das Diebold Schilling 1513 in seiner Bilderchronik bereits dokumentierte. Der Hinweis auf den Künstler ist leicht zu finden. Unten rechts steht: Eugen Bachmann, 1956. Gegenüber deutet das Hotel Balances mit seiner Bemalung auf das ehemalige Gericht hin, ebenso wie das Gasthaus Linde, vor dem noch immer ein Lindenbaum steht, der Gerichtsbaum schlechthin. Auch an der Fassade des ehemaligen Hauses zur Sonne, das den Platz auf der oberen Seite wirkungsvoll einfasst, erinnert ein Wandgemälde daran, was sich früher auf diesem Platz abspielte. Dem Bild von der Hochzeit zu Kana liegt die biblische Geschichte der Weinvermehrung zugrunde. Es nimmt damit Bezug auf den Weinhandel, der auf dem Platz davor abgewickelt wurde. Auch hier hat der Maler sein Werk signiert: Eduard Renggli, 1928. Gleich über diesem Wandbild erinnert eine

Inschrift daran, dass der Weinmarkt auch Theaterplatz war. „Do sach ich viel der Osterpill / Und ouch der Fastnacht kurzewill“, ist zu lesen. Das muss jeweils ein Spektakel ohne-gleichen gewesen sein. Fast als Theaterfiguren erscheinen mitten auf dem Platz die steiner-nen Krieger des Weinmarktbrunnens. Sie sind ein Zeichen dafür, dass hier auch Harnisch-Schauen durchgeführt wurden, militärische Inspektionen. Es ist unverkennbar: Der Weinmarkt ist ein besonders schönes Beispiel dafür, dass sich die Stadt Luzern als offenes Geschichtsbuch lesen lässt, wie das im öffentlichen Raum häufig der Fall ist. Geschichte lässt sich dreidimensional erkunden und erleben, im Massstab 1:1. Das hat Konjunktur, wie zahl-reiche Gruppen bestätigen, die überall unterwegs sind.

Eine historisch lesbare Alt- und Neustadt ist für unser kollektives Gedächtnis unentbehrlich. Angesprochen ist damit die Denkmalpflege und Archäologie. Seit Jahrzehnten leistet diese Dienststelle in Stadt und Land Luzern vorzügliche Arbeit. Diese Wertschätzung wird aber nicht von allen Seiten geteilt. Da und dort hat die Denkmalpflege einen unverdient schlechten Ruf. Angeblich verhindert und verteuert sie bloss. Das ist zum einen falsch und klammert zum andern aus, dass die Denkmalpflege ein Wirtschaftsfaktor ist. Jeder Franken, den sie einsetzt, zieht acht Franken an Investitionen nach sich. Ich erlebe das Team von Denkmalpflege und Archäologie seit je als hoch professionell, kooperativ und flexibel. Der Einsatz für die Erinnerungskultur ist von existenzieller Bedeutung. Dafür sollte diese Dienststelle von der öffentlichen Hand auch mit den nötigen Mitteln ausgestattet werden. Es ist fast grotesk: Auf der einen Seite erlebt die Geschichte einen Boom wie kaum je zuvor. Auf der anderen Seite engen die Sparrunden der letzten Jahre die Arbeit der Denkmalpflege ständig noch mehr ein. Der deutsche Philosoph Udo Marquard brachte unseren gesellschaftlichen Dauer-auftrag auf die Formel „Zukunft braucht Herkunft.“ Diese Erkenntnis wird zur Verpflichtung. Dafür müssen wir etwas tun.

Welchen besonderen Bezug haben Sie zur Kirche Sempach Kirchbühl? Wann haben Sie dieses Kleinod entdeckt für sich?

Ich kann glaubhaft versichern, dass ich für Kirchbühl durchs Feuer gehen würde, denn ich bin dort zusammen mit meiner Frau vor mehr als vierzig Jahren durchs Eis gegangen. Wir heirateten in Kirchbühl, im Winter, bei minus 5 Grad, die Kirche war wie heute noch unbeheizbar. Da musste man schon sehr, sehr viel übrig haben für den „Atem des Mittelalters“, der diese wunderbare Gesamtanlage umweht. Der bedeutende Kunsthistoriker und ehemals eidgenössische Denkmalpfleger Adolf Reinle kam zum treffenden Schluss, in Kirchbühl ergänzten und steigerten sich Natur- und Menschenwerk gegenseitig. Das wird sich auf unserer Exkursion bestätigen. Unter anderem werden wir die Kirche gemeinsam umrunden. Das ist für mich fast zu einem Ritual geworden. Ein schönes Bild: Man umkreist ein Objekt vorerst, um dann zu versuchen, sein Wesen zu ergründen, in seinen Kern vorzudringen.

Was fasziniert am Totentanz? Wieso spricht er uns so stark emotional an beim Betrachten?

„Bist weder du, noch der, noch der, / noch irgends anderer sicher mehr. / Diss Pfeil ist mennigklichen Gifft, / Verschonet kain und alles trifft“, spricht der Tod in Jacob Bidermanns Werk „Cenodoxus“, das 1609 auf dem Weinmarkt in Luzern aufgeführt wurde. Nebenbei sei bemerkt, dass diese Aufführung womöglich einen Luzerner Patrizier veranlasste, dem damals führenden Maler Luzerns, Jacob von Wil, einen namhaften Auftrag zu geben. Beweisen lässt es sich (noch) nicht, aber man darf annehmen, dass Meister von Wil kurz darauf jenen prächtigen siebenteiligen Totentanzzyklus schuf, der heute im Ritterschen Palast hängt, im Innenhof des Luzerner Regierungsgebäudes, zu Bürozeiten frei zugänglich. Ob hoch oder niedrig, arm oder reich, unterschiedslos werden die Menschen vom Tod geholt, abberufen, die einen wohl vorbereitet, die andern mitten aus dem Leben gerissen. Memento mori, erinnere dich daran, dass du einmal sterben musst. Das ist für viele die einzige Gewissheit, die es zu Lebzeiten geben kann. Die Maler von Totentanzdarstellungen brachten diese Gewissheit in Bildern zum Ausdruck, die den Tod vielfach als Freund, oft aber auch als hämischen Vollstrecker zeigen.

Bei mir selber lösen diese Bilder nicht primär Emotionen aus. Vielmehr betrachte ich sie als wertvolle kulturgeschichtliche Quellen, erst recht, wenn man die teils ungelassenen Verse auf manchen Bildtafeln mit einbezieht. „Ach Pur, wie sur gwünst du dein Brot / Ich gwüns mit arbeit angst und not,“ lautet der erste Teil des Verses zur Tafel 48 des Totentanzzyklus auf der Spreuerbrücke in Luzern. Die Aussage steht für das Lebensgefühl, die geistige und materielle Befindlichkeit der Bauern im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit. Andere Tafelbilder geben Einblick in den städtischen Alltag. Mit was für Verkaufsgestellen waren damals Hausierer unterwegs? Mit was für Pferdewagen und mit welchem Begleitschutz fuhren vornehme Herrschaften aufs Land? Wie muss man sich den Schmuck Tisch einer vornehmen jungen Frau um 1600 vorstellen? Gab es vor vierhundert Jahren für Invalide bereits Krücken, und wie sahen diese aus? Im Ritterschen Palast und auf der Spreuerbrücke mit ihren insgesamt 67 Tafeln von Caspar Meglinger ist ein kostbarer Bilderschatz vorhanden, wie er in unserer Region sonst nur noch in den Bilderchroniken des 15. Jahrhunderts vorzufinden ist, in den Werken Diebold Schillings und seiner Zeitgenossen.

Was unterscheidet den Umgang mit dem Tod der Menschen des Mittelalters gegenüber unserem heutigen?

Das Seelenheil im Jenseits muss im Mittelalter eine Bedeutung gehabt haben, von der wir uns heute kaum noch eine angemessene Vorstellung machen können. Das Leben im irdischen Jammertal war auf die himmlischen Freuden ausgerichtet, sollte so geführt werden, dass man nach dem Tod ins Paradies und damit gleichsam in den Reigen seliger Geister aufgenommen wurde. Im Gegenzug sollte man um alles in der Welt verhindern, dass man als gerechte Strafe ewige Höllenqualen litt, an einem buchstäblich von Gott verlassenen Ort, wo nur Heulen und Zähneknirschen war. Der Tod konnte Erlösung sein, aber auch Verdammnis. In Kirchbühl wirken diese letzten Fragen menschlicher Existenz aus mittelalterlicher Sicht nach in Wandbildern von monumentalem Gestus. Allerdings sind die Male-

reien aus der Zeit um 1300 in bedauerlichem Zustand, nur noch in Ansätzen rekonstruierbar.

Bei religiösen Menschen dürften Vorstellungen eines letzten Gerichts noch heute vorhanden sein, wenn auch kaum mehr in derselben Schärfe wie noch vor Jahrhunderten, als sich Katholiken mit guten Werken, Protestanten gemäss Martin Luther „allein mit dem Glauben“ das Heil im Jenseits zu sichern versuchten. Immer wieder hört man, im Mittelalter sei der Tod allgegenwärtig gewesen, in der Gegenwart dagegen werde er verdrängt. Solchen Pauschalisierungen misstrauere ich. Professionelle Skepsis und methodischer Zweifel halten bei mir dagegen. Zu unterscheiden ist zudem zwischen Tod und Endlichkeit. Es geht nicht so sehr um den kurzen Übergang vom Leben zum Tod, sondern um unsere Endlichkeit. Die *Conditio humana*, die menschliche Bedingtheit, ist das grosse Thema, nicht der Tod.

Wie setzen Sie Ihr historisches Interesse heute um? Welche Themen und Epochen beschäftigen Sie heute besonders?

Mich interessieren fast alle Epochen der Geschichte gleichermaßen, aus je unterschiedlichen Motiven. Nehmen Sie die Urgeschichte, eine Epoche der Menschheitsgeschichte, für die es nur Sachquellen gibt, Bodenfunde, keine schriftlichen Quellen. Das ist gerade das Abgrenzungsmerkmal zur übrigen Geschichte. Der Boden auf dem wir stehen ist das Geschichtsbuch, basta. Was Archäologen mit detektivischer Akribie dennoch alles herausfinden, grenzt oft an ein Wunder. – In meinem Studium stand das Spätmittelalter im Zentrum, aber als Geschichtslehrer und Geschichtsdidaktiker war man „Allgemeinpraktiker“. Auch mit der Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts habe ich mich intensiv auseinandergesetzt. Ich empfand das Unterrichten als permanente Weiterbildungsmöglichkeit, als Chance und Privileg.

Im Zusammenhang mit der Aufarbeitung der Geschichte der Schweiz im Zweiten Weltkrieg habe ich mich in den 1980er und 1990er Jahren eingehend befasst mit den Herausforderungen „Zwischen Bedrohung und Enge“ (1914–1945). In den letzten Jahren rückte eher der Historismus in den Mittelpunkt und damit die kolossale Erinnerungskultur in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Dazu beigetragen hat die Mitarbeit bei der Konzeption des neuen Museums im Rathaus Sempach mit seinem Schwerpunkt Erinnerungskultur. Parallel dazu habe ich mich systematisch mit den Bauten des Historismus auseinandergesetzt, mit den Schulhäusern, den „Palästen der Demokratie“, den Geschäfts- und Verwaltungsbauten, den Bahnhöfen und Postgebäuden, den Hotels und nicht zuletzt den Kirchen. In der Zeit um 1900 wurden kultur- und baugeschichtliche Leistungen in einer Qualität und Dichte erbracht, vor der man sich noch immer verneigen muss.

Hat Geschichte auch etwas mit Politik zu tun? Was kann die Politik von der Geschichte lernen? Tut sie es?

Etwas vereinfacht könnte man sagen: Geschichte sei geronnene Politik oder umgekehrt sei Politik noch nicht getrocknete Geschichte. Die Krisen und Umwälzungen der vergangenen Jahrzehnte sind wie stets nur in ihrem historischen Kontext zu verstehen. Das gilt für Afghanistan seit den 1980er Jahren, für den Fall der Berliner Mauer mitsamt dem Eisernen Vorhang, ebenso für den Jugoslawienkrieg in den 1990er Jahren im Gefolge des Zusammenbruchs des Kommunismus, es gilt für den Völkermord in Ruanda 1994, für den Irak-Konflikt seit 2003, den darauf folgenden Arabischen Frühling, der keiner war usw. usf. Ohne Blick in den historischen Rückspiegel sind alle diese Ereignisse nicht zu verstehen. Mit anderen Worten: Geschichte und Politik gehören eng zusammen, sind nicht zu trennen.

Die Frage, ob die Menschen aus der Vergangenheit lernen, kann nicht mit einem simplen Ja oder Nein beantwortet werden. Vorerst lässt sich zwar erfreut feststellen: Selbstverständlich wird aus der Geschichte gelernt! Nehmen wir die Sozialgeschichte der Schweiz, die Entwicklung von Arbeitszeit, Reallöhnen, Versicherungsschutz, das ist doch eine Erfolgsgeschichte. Nehmen wir den Proporz, der vielfach auch freiwillig eingehalten wird, die Gleichstellung der Frauen, nach langem Anlauf allerdings noch immer nicht konsequent durchgesetzt, nehmen wir den Ausbau der Bildung. Das sind alles Erfolgsstorys. 1870, 1914 und 1940 wurde Frankreich von Deutschland mit Krieg überzogen, dreimal innert 70 Jahren! Der Zweite Weltkrieg forderte rund 50 Millionen Menschenleben. Aber nur sechs Jahre nach dem Ende dieses furchtbaren Krieges, 1951, setzte mit der Montan-Union das Projekt Europa ein. Die Erzfeinde Deutschland und Frankreich arbeiteten auf der europäischen Ebene zusammen. Da hat man zweifellos aus der Geschichte gelernt.

Aber leider hat die Medaille eine Kehrseite: Der Blick fällt unweigerlich auf immer neue Kriege, Hungersnöte, auf Flüchtlingselend ohne Ende, auf Völkermorde, Terrorismus, Klimabelastungen, groteskes Gewinnstreben – man mag die Liste gar nicht verlängern. Nichts gelernt aus der Geschichte. Oder doch? Werden an den verschiedensten Orten und in den verschiedensten Bereichen nicht immer wieder Lösungen angestrebt, politisch, wirtschaftlich, gesellschaftlich, religiös? Ist das Bewusstsein nicht gewachsen, dass wir mit der Erde nicht umgehen dürfen, „als hätten wir eine zweite im Keller“, wie die Jungen 1968 an die Wände spritzten? Gibt es nicht Menschen, die ihr ganzes Leben, ihre Arbeits- und Schaffenskraft dafür einsetzen, dass es anderen besser geht, in allen Teilen der Welt? Gibt es nicht Millionen von Menschen, die sich tagtäglich je in ihrem Umfeld stark machen für eine friedlichere, gerechtere, menschlichere Welt?! Ich werde die Hoffnung nie aufgeben, dass diese Menschen ihrem Ziel näher kommen.

14. Juni 2016/HU